

# Wie ich ein Buch nicht schreiben kann und es trotzdem versuche

Die Poetikvorlesungen von Monika Maron führen an die Grenzen des Schreibens

Man kann Monika Marons Prosa als Versuch lesen, in immer neuen Versionen zu beobachten, wie ihre Heldinnen es unternehmen, ihre biographischen Standorte zu bestimmen. In dem Roman »Endmoränen« von 2002 versucht Johanna diesen tastenden, vergleichenden Panoramablick zurück.

Schauplatz dieses Herbststücks ist ein kleines Dorf in der weiten, leeren Moränenlandschaft nordöstlich von Berlin. Johanna wird sich plötzlich gewärtig, dass sie am Ende des Sommers eine Art von Erleichterung spürt, als der Herbst kommt. Ihr eigenes Altern löst einen Erinnerungsvorgang aus, der zur Befragung ihres ganzen bisherigen Lebens wird. Hatten sie und ihre in der DDR aufgewachsenen Freunde, der Lektor Christian aus München, die lebenskluge Elli und ihr Mann Achim, die Wende als Wunder empfunden, als Gefühl, dass ihr wirkliches Leben nun erst richtig beginne, so berichtet Johanna nun von dem lähmenden Stillstand, der öden langen Restzeit, die das Leben einer verhinderten Generation befallen hat. Marons »Endmoränen« handeln von denen, für die die Wende zu spät kam, als dass sie mit neuen Lebensentwürfen noch einmal anfangen könnten. Johanna, die früher geheime Botschaften in ihren Vor- und Nachworten und in von ihr verfassten Begleitbiographien zu literarischen Schallplatteneditionen versteckte, flieht in das Leben Wilhelmine Enkes, der Geliebten Friedrich Wilhelm des Zweiten, ihr Mann in das Leben Heinrich von Kleists: wohlbekannte Fluchtmotive aus der DDR-Literatur, die, anders als die imaginären Tagtraumosen aus Monika Marons ersten Romanen, vor allem aus »Flugasche« und »Die Über-



Kein Zweifel?: Natürlich weiß Monika Maron, wie man ein Buch schreibt, und sie wird es den Hörern ihrer Vorlesungen auch vermitteln

läuferin«, fast keine wünschenswerte Zukunft mehr aufscheinen lassen. Das Wünschen hat man sich abgewöhnt, und die Zeit rückt mit der bedrückenden Obsession eines Gletschers unerbittlich vor. Späte Liebe auf den Umwegen einer delikatschriebenen sexuellen Affäre bringt Johanna noch einmal an einen Neuanfang. Der Roman ist ein Kammerstück der aus den Fugen geratenen Existenz. Am Ende scheint eine Versöhnung mit der eigenen Kreativität erreicht, als die Protagonistin sich an einer Autobahnraststätte eines ausgesetzten Hundes annimmt. Monika Maron lässt den Leser den Blick ihrer Heldin fast körperlich miterleben, ihre Prosa ist klar, voll nüchterner Anmut. So unspektakulär und überzeugend ist vielleicht seit Max Frisch »Der Mensch erscheint im Holozän« über das prekäre Übergangsstadium des Alterns nicht mehr erzählt

worden. Und zugleich steckt in »Endmoränen« auch ein Wenderoman, der in den abgelagerten Schichten der Biographien seiner Protagonisten Befindlichkeiten der in der DDR großgewordenen 68er Generation auslotet. Das ist kein Wunder. Begonnen hat die Karriere der Schriftstellerin Monika Maron schließlich in einem Land mit der befremdlichsten aller Grenzen- und mit dem Schreiben über dieses Land. Nach dem Abitur arbeitete Monika Maron zunächst ein Jahr als Fräseerin, studierte Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte, wechselte dann aber nach dem Abschluss in den Journalismus. Sie arbeitete sechs Jahre als Reporterin, zunächst für die Zeitschrift »Für Dich« und später für die »Wochenpost«. Im Jahr 1981 debütierte sie mit dem Roman »Flugasche«. Der Roman, der für gewaltiges literarisches Aufsehen sorgte, er-

schien, nach mehreren abschlägigen Bescheiden von ostdeutschen Verlagen, nur im Westen. Bereits in »Flugasche«, dessen dokumentarischer, von Traumsequenzen gebrochener Stil sich wie ein verspäteter Gegenkommentar zur Literatur des Bitterfelder Wegs ausnimmt, sind Fragen von Erzählen und Identität aufs Engste miteinander verbunden. Die Suche nach der einmaligen, zu ihr passenden Biographie wird für die Journalistin Josefa Nadler, die durch eine ungeschönte Reportage über die Industriestadt B. in Konflikt mit den Richtungsvorgaben der Partei und der Redaktion ihres Wochenblatts gerät, zur Frage nach den Möglichkeiten eines glückenden Lebens im Sozialismus überhaupt. Dieser Problemkomplex wird thematisch von den Folgeromanen »Die Überläuferin« (1986) und »Stille Zeile Sechs« (1991), die beide auch Abrechnungen mit der DDR-Ankunftsgeneration sind, wieder aufgenommen und im »Wenderoman« »Animal Triste« (1996) über eine gescheiterte Liebe im sich vereinigenden Berlin, figurativ erweitert. Erzähltechnisch kommt es in den Texten von Monika Maron immer wieder zu überraschenden Wechseln

der Perspektive und der Stimme. Maron lotet mit dieser Technik Paradoxien des Erinnerns ebenso aus wie die Grenze zwischen Fiktion und Biographie. Die Familiengeschichte »Pawels Briefe« (1999) führt dieses Interesse in einer gattungübergreifenden Mischung aus Essay, Memoiren und narrativer Mutmaßung exemplarisch vor. Nicht zu übersehen ist dabei die Nähe zu Uwe Johnson, dem Marons zweiter Band mit Artikeln und Essays »quer über die Gleise« (2002), nicht nur den Titel schuldet. Auch in »Pawels Briefe«, ihrem bisher persönlichsten Buch, ist, wie immer im Schreiben von persönlicher und kollektiver Geschichte präsent. Für ihr erzählerisches Werk erhielt die 1941 in Berlin geborene Schriftstellerin zahlreiche Preise, neben dem Kleist-Preis (1992) auch den Irmgard-Heilmann-Literaturpreis der Stadt Hamburg (1990), den Brüder-Grimm-Preis (1991), den Solothurner Literaturpreis, die Roswitha-Gedenkmedaille der Stadt Bad Gandersheim (1994) und zuletzt 1995 den Evangelischen Buchpreis. Ihre Vorlesungen tragen den Titel »Wie ich ein Buch nicht schreiben kann und es trotzdem versuche«. Es wird um poetologische Überlegungen gehen, die für das Schreiben von Monika Maron von zentraler Bedeutung sind.

Matthias Göritz

**Termine der Poetik-Dozentur von Monika Maron sind folgende Diens-tage 2005:**

11.1., 18.1., 25.1 und 1.2., jeweils um 18 Uhr c.t. im Hörsaal VI im Hörsaalgebäude, Gräfstr./Ecke Mertonstr., Campus Bockenheim. Am 2.2.2005, um 20 Uhr, liest Monika Maron im Frankfurter Literaturhaus, Bockenheimer Landstr.102, aus ihren Werken.

## »Vitamin B ist mittlerweile alles«

Viele Studierende sehen Alumni-Engagement positiv

Im Oktober trat – der UniReport berichtete – der neue Alumni-Rat der Vereinigung von Freunden und Förderern der Universität Frankfurt zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen. Der Rat aus zwölf Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die allesamt an der Universität Frankfurt studiert haben, möchte möglichst viele ehemalige Studierende dazu motivieren, den Kontakt zu ihrer Alma Mater wieder aufleben zu lassen. Ziel ist dabei auch, »die ideelle und finanzielle Förderung der Universität Frankfurt durch ihre Ehemaligen zu intensivieren«, wie Hilmar Kopper, Vorsitzender des Vorstands der Freunde und Förderer der Universität, betonte. Was halten Studierende davon, Alumni stärker an die Universität zu binden, und können sie sich vorstellen, die Uni nach Abschluss ihres Studiums selbst ideell und finanziell zu unterstützen? Der UniReport hat sich auf dem Campus umgehört.

**Benedikt Kruse, Geschichte und Latein**

Ja, ich kann mir das vorstellen, wenn meine finanzielle Lage es zulässt. Aber ich bin Erstsemester, da ist das für mich noch weit weg... Die Idee finde ich gut, und es ist ja auch nötig, weil die finanzielle Situation der Univer-



sitäten nicht so glänzend ist. Die Ehemaligen, die schon im Berufsleben stehen, könnten Jüngeren auch gute Tipps geben und so vielleicht mithelfen, den Übergang von der Uni zum Beruf zu erleichtern.

**Yasmin Hahn, Jura**



Das gibt's ja in Amerika und ich muss ganz ehrlich sagen, ich find's eigentlich eine ganz gute Sache, weil wieder Geld für die Uni und für die Studenten reinkommt. Die Überlegung ist halt nur, dass die Uni im Moment auch nicht soviel für uns tut... Wenn sich das ändern würde, wäre ich bestimmt auch bereit, andere zu unterstützen. Wenn man sich die Bibliotheken anguckt, das wäre schon angenehm, wenn da jemand sponsorn würde... Und es gibt ja keinen Zweifel: Vitamin B ist alles mittlerweile. Wenn man im Studium schon mal mit Leuten zusammentrifft, die schon im Beruf sind, kann das später Vorteile haben. Und man könnte dadurch auch herausfinden: Wie ist der Beruf, passt der wirklich für mich? Darüber mit Ehemaligen zu sprechen, stelle ich mir schon sehr interessant vor.

**Frauke Walek, L 1**

Finanzielle Unterstützung, das weiß ich nicht... Das kommt darauf an,

wie man dann nach dem Studium selber finanziell dasteht. Aber dass man Erfahrungen oder Wissen an die neuen Studenten weitergibt, das könnte ich mir durchaus vorstellen. Zum Beispiel auch im Bereich der Studienberatung, denn ich komme mir teilweise schon ziemlich hilflos vor, mir kann keiner wirklich sagen, wie es läuft. Da könnten Ehemalige mit ihren Erfahrungen vielleicht weiterhelfen, und ich könnte mir durchaus vorstellen, mich auf diese Art später mit zu engagieren.

**Maria D'Onza, Klassische Archäologie**



Ob ich die Uni später selber unterstützen würde, weiß ich nicht, weil ich auch nicht weiß, ob ich hier zu Ende studiere und dann noch den Draht hierher haben werde. Außerdem bin ich der Meinung, dass Bildung immer noch hauptsächlich über Steuermittel finanziert werden sollte, weil es etwas ist, das die ganze Gesellschaft angeht. Die Universitäten sollten vielleicht eher dem Land und dem Bund Druck machen, mehr Steuer-

mittel für die Bildung bereitzustellen.

**Mirco Overländer, Allgemeine Vergleichende Literaturwissenschaft, Philosophie, Vergleichende Sprachwissenschaften**

Generell muss ich sagen, ist es eigentlich eine unterstützenswerte Idee, aber es kommt darauf an, wie es im Einzelnen dann aussieht mit dem Support. Mit dem Bachelor, der jetzt im Kommen ist, sind ja gerade projektbezogene Arbeit und Praxisorientierung gefragt. Wenn mir ein ehemaliges Mitglied der Universität für zwei, drei Monate eine Arbeitsstelle böte und mir damit ermöglichte in der Praxis zu sehen, wie ein Berufsfeld konkret aussieht, was dort geboten wird usw., dann fände ich das eine gute Idee. Aber wenn die Förderer mit speziellen Forderungen kämen und sich in die Universitätspolitik einmischen wollten, dann wäre ich schon ein bisschen skeptischer.

**Nina de Stoppany, Grundschullehramt**

Grundsätzlich ist das schon eine gute Idee. Ehrlich gesagt kann ich es mir aber nicht vorstellen, die Uni zu unterstützen, vor allem weil ich auf Lehramt studiere und deswegen später nicht der Großverdiener sein

werde. Außerdem, muss ich sagen, hat mir die Uni nicht soviel gegeben, dass ich das Bedürfnis hätte, sie zu unterstützen. Man muss hier wirklich um jeden Seminarplatz kämpfen, steht vor allem in den ersten Wochen hauptsächlich vor der Tür oder erwischt – wenn man Glück hat – noch einen Quadratzentimeter Boden, auf dem man sitzen kann... Unter diesen Bedingungen, unter denen ich mich hier rumschlagen muss, kann ich es mir nicht vorstellen, die Uni später zu unterstützen.

**Daniela Pompe, Germanistik**

Wenn Ehemalige, die schon berufstätig sind, der Uni neue Impulse geben, sehe ich das schon als Vorteil. Und für diejenigen, die das nötige Kleingeld haben und das aus der Portokasse zahlen, finde ich die Idee wunderbar. Ich selber würde es wahrscheinlich nicht machen. Da müsste die Uni definitiv mehr leisten. So hätte ich das Gefühl, ich werfe das alles in ein Loch rein und es verschwindet irgendwo.



Umfrage: Barbara Kausch